

Friedrich Kittler
Baggersee

Friedrich Kittler

Baggersee

Frühe Schriften aus dem Nachlass

Herausgegeben von
Tania Hron und Sandrina Khaled

Wilhelm Fink

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2015 Wilhelm Fink, Paderborn
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1,
D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Photos auf S. 14 und S. 208: © Erika Kittler
Einbandgestaltung: Martin Mellen und Peter Zickermann, Bielefeld
Printed in Germany
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5968-8

INHALT

9	Vorwort
15	Alkohol
15	Angsträume
16	Aschenbecher
17	Atmen
19	Auge als Körperteil
22	Auge und Ohr: Akkomodation
24	Auge und Ohr: Spiegel und Echo
25	Auge und Ohr: Zeitmessung
32	Autos und Tiere
33	Balancieren und Glück
35	Bildung
36	Blitz
38	Buch und Wissen
39	Un coup de dés
40	Debussy: L'Après-midi d'un faune
41	Dialektik der Perspektive
41	Dodekaphonie
42	Doppelgänger und Vampir
44	Drama: Lust und Schmerz
45	Drogenbekämpfung
46	Eisenbahn und Auto
48	Emotionaler Transport
48	Erotische Exhaustion
51	Essen: Menu
52	Ethnogeographie
54	Faktenwissen
55	Film
57	Fische
58	Flipper
59	Fremdsprache
60	Geheimnisse im Raum
61	Gesichter
62	Gespenster, Vampire, Hexe
62	Gewitter
63	Haar: Einzelnes Haar
64	Haar und Haut

66	Haare und Nägel: Kämmen
66	Haschisch und Gesellschaft
68	Haustiere und Computer
70	Hendrix: Electric Ladyland
70	Herrschaft und Tyrannis
71	Höhle
73	Hörspiel
75	Horizont
76	Initiation und Familie
77	Kabbala: Buchstabe = Zahl
78	Kindervers
78	Kleine Tiere
83	Kreuzworträtsel
84	Kultur als Traditionskette
85	Kultur und Erde
86	Über Lachen
88	Lebendig Totsein
89	Leib und Magie
92	Leitungen
93	Liebe und Nirvana
93	Mahler: Fahrender Gesell
95	Mechanische Klänge: Sprechender Vogel
99	Meer und Land – nach Hossegor
100	Metaphysik des Haustieres
101	Mittag als Gegenblitz
102	Mode/Ausziehbarkeit
104	Murnau: Nosferatu/Gestik
109	Nacktheit in Film und Mode
110	Natur und Kultur/Arbeit
112	Natur und Kultur/Liebe
117	Nerven
118	Neurose und Tod
119	Parapsychologie und Medien
122	Zur Entstehung der Phantastischen Literatur
124	Phantastische Literatur: Latente Geschichte
125	Das Phantastische und die Literatur
127	Phantastische versus utopische Literatur
128	Die Phantastik und das Experiment
129	Picasso: Sehfeld
130	Pink Floyd: Dark Side of the Moon
130	Poésie concrète

131	Pop Art
134	Pop: Technische Metamorphose der Musik
136	Prostitution und Exhibitionismus
137	Psychoanalyse des Todes
141	Ready-Made und Bedeutung
142	Revue
144	Rhythmus – Blut – Orgasmus
145	Schamhaar
146	Der Schatten
149	Der Schauerroman und das Buch
153	Schlaflosigkeit
155	Schmutz
160	Schönes, Erhabenes und Husserl
165	Schrift
167	Schriftentzifferung
167	Schriftlichkeit und Buch-Magie
170	Sehen/Hören
175	Sehen/Hören: Voyeur und Lauscher
182	Thesen zur Selbsterhaltung
185	Spiegel: Reflexion oder Vermittlung
187	Spiegelung
189	Technik und Kosmologie
190	Todesahnung
191	Traum/Perspektive
192	Turm: Schwindel und Sprung
194	Wahrnehmen/Fernhören
195	Wahrnehmen/Fernhören/Zikaden
196	Warennamen
198	Wasser und Milch
199	Werbung und Wahnsinn
199	Wiederholung/Überraschung
200	Wiederkehr des Gleichen
204	Winter – nach Davos und Contis I
205	Zeitung und Collage
206	Zwerge
209	Anmerkungen
217	Bibliographie
229	Personenregister

VORWORT

Der Rimsinger Baggersee war für Friedrich Kittler und seine Gefährten ein besonderer Ort. Er steht für eine besondere Zeit: zwischen „sozialer Bewährung“, wie es in FLIPPER heißt, und dem Ausstieg aus dem „alltaglich-Wirklichen“. Am titelgebenden Baggersee in der Nähe Freiburgs sind die in diesem Buch versammelten Texte vielleicht nicht geschrieben, jedoch teilweise ersonnen und diskutiert worden. Gedanken, die Friedrich Kittler in den Essays formuliert, sind von den Themen inspiriert, über die im Kreis der sonnen- und theoriehungrigen Freunde gesprochen wurde. Geistesblitze schlugen ein zwischen Denken, Schwimmen, Reden, Lesen, Exzerpieren, Lieben und alternativen Lebensentwürfen.

Über die Entstehung der Texte schreibt Friedrich Kittler in dem unveröffentlichten Vortragsmanuskript *Brilliant Pebbles. Wie man wird, was man nicht ist* von 1991:

Freiburg in den Sechzigern, vor der sogenannten Studentenrevolution: Germanistik des Menschen (mit Heideggers großer und totgeschwiegener Ausnahme). [...] K. hatte keine Ahnung, was Menschen sind, kannte nur ein paar Leute. Also am Ende, bevor er Studium überhaupt angefangen hatte. Notlösung: eigene Zettel, über Dinge, Fingernägel, Haare; alles was am sogenannten Menschen von Geburt an tot ist. Brilliant Pebbles. [...] Folge damals: zunächst Zettelstöße über Baudelaire [...] und schließlich eine Staatsarbeit: der erste Brilliant Pebble, bei – dem fast reimenden – Hebbel. Statt schlicht zu schreiben, die Wissenschaften vom Geist und näherhin vom Menschen seien ihm vollkommen gleichgültig, erfand der Germanist K. zunächst einen Doppelgänger aus dem 19. Jh. und diesem Doppelgänger sodann ein stilistisches Kleid aus demselben Jahrhundert: Bis in den Satzbau hinein geriet das Ganze zu einem einzigen Hegel-Pastiche. Diesen Stil hat erst die sogenannte Studentenrevolution revolutioniert: nicht durch den Satzbau von Karl Marx, der ja seinerseits auch nur ein Hegel-Pastiche war, sondern durch die Stile von Pink Floyd und Michel Foucault.

Die Herausgeberinnen haben die Texte im Nachlass des 2011 verstorbenen Friedrich Kittler am Deutschen Literaturarchiv Marbach entdeckt. Verteilt auf mehrere Archivkästen fanden wir ein über tausend Seiten umfassendes, nicht veröffentlichtes Textkonvolut: mit einer Schreibmaschine getippte kurze und längere Essays zu einer Vielfalt von Themen, zu Lektüren, Studieninhalten und Fragen, mit denen sich der junge Friedrich Kittler damals intensiv beschäftigte. Die Papiere sind zwi-

schen Mitte der sechziger und Mitte der siebziger Jahre entstanden, noch während der Studienzzeit (von 1963 bis 1972) in Freiburg und etwas darüber hinaus, wie wir anhand von Datierungen auf den Schreibmaschinenseiten, von Erscheinungsjahren der zitierten Literatur, von erwähnten Theateraufführungen, Schallplattenveröffentlichungen, Gesprächen mit Weggefährteninnen und -gefährten sowie durch Aussagen Friedrich Kittlers eruieren konnten.

Wir haben eine Auswahl getroffen, die die Vielfalt der Inhalte und Gegenstände widerspiegelt, mit denen sich Friedrich Kittler auseinandersetzte. Texte zu Themenfeldern, die miteinander in Beziehung stehen, beispielsweise Essays zur Wahrnehmung, zu Sinnesorganen, zu Spiegeln, zu phantastischer Literatur, haben wir aufgenommen. Auch der Status der Texte wurde berücksichtigt, sind doch manche weiter gediehen als andere, enthalten einige Blätter vornehmlich Zitate und erinnern eher an Notizen. Die für dieses Buch ausgewählten Texte sind jedoch gerade keine Notizen, sondern elegant komponierte kleine Essays, die in nuce das Feld abstecken, dem sich Friedrich Kittler in seinem Forscherleben verschrieb: Psychoanalyse nach Freud und Lacan, Literaturanalyse und -theorie sowie Film und Hörspiel, Philosophie, Phänomenologie der Wahrnehmung, Apparate sowie Gegenstände des Alltags und nicht zuletzt Medien. Die Mischung aus intellektuellem Selbstbewusstsein und tentativen Denkmodi nimmt den Leser noch heute unmittelbar ein. Die Texte greifen Zeitloses ebenso auf wie die neueste Kunst, Musik, Popkultur und Technik: Computer, Verstärkeranlagen, mechanische Apparate. Die Texte haben Charme, auch wenn manche Überlegungen mit einem anderen Zeitgeist verbunden sind.

In Absprache mit dem langjährigen Verleger Raimar Zons und der Erbin Susanne Holl haben wir die Texte als ein Alphabet Friedrich Kittlers angeordnet, von A wie Alkohol bis Z wie Zwerge. Kittler hatte die Typoskripte, die sich ihrer Form nach ähneln, zusammen mit anderen Papieren in einem Schubladenelement aufbewahrt, das er als seinen Zettelkasten bezeichnete. Über die Jahre der Aufbewahrung in wechselnden Wohnungen, durch Verpackung, Transport und Einordnung der Papiere in die Archivkästen des Deutschen Literaturarchivs in Marbach ist ihre Anordnung verändert worden. Über den präzisen Zeitpunkt ihrer jeweiligen Entstehung können wir zumeist nur Mutmaßungen anstellen, auch aus diesem Grund haben wir uns für eine alphabetische statt für eine chronologische Anordnung entschieden. Vielleicht hätte ihm das gefallen: Am Herrmann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik hielt Friedrich Kittler Seminare zu Alphabeten

der Neuzeit ab, und er untersuchte Alphabete als Medien, die Informationen speichern, prozessieren und übertragen.

Der Essay versucht auf kleinem Raum groß zu denken. Kittlers kleine Texte werfen neue Fragen auf, sie sind Betrachtungen wissenschaftlicher, kultureller und gesellschaftlicher Phänomene. Mit seinen zahlreichen kurzen Texten, mit seinen Zettelkästen nähert der Autor sich der Enzyklopädie an. Inspiriert von den von ihm geliebten französischen Dichtern und Essayisten wie Mallarmé und Valéry nutzte er die Freiräume, die der Rimsinger Baggersee und die literarisch-philosophische Form des Essays ihm eröffneten. Die Texte in *Baggersee* sind künstlerische Schreibversuche Friedrich Kittlers, der mit dem Gedanken spielte, Schriftsteller und Philosoph zu werden:

Es gab nämlich unter den Dozenten der Universität Freiburg einen einzigen, der K. beeindruckt hatte, weil er [...] fast nichts sagte. Wenn man ihn zum Beispiel fragte, welchen Beruf man denn als Literaturwissenschaftler bekommen könnte, sagte dieser Dozent nur: „Warum wollen Sie“ – damals siezte man sich noch – „zu den Idioten gehören, die auf angebotene Berufe warten? Erfinden Sie sich doch selber einen! (*Brilliant Pebbles. Wie man wird, was man nicht ist*)

Die vorliegende Textauswahl versteht sich nicht als diplomatische Umschrift, wir haben stillschweigend korrigiert. Wir haben jedoch möglichst viele der vom Autor gewählten, heute teilweise nicht geläufigen Schreibweisen erhalten, ebenso seine Zeichensetzung, die sich an Mallarmé, Nietzsche, Hegel und Heidegger orientiert. Seine Worterschöpfungen haben wir übernommen, etwa wenn auf Mallarmé bezogen von dessen „medizinischem Blick“ die Rede ist oder sich Haare „wunderbarlicherweise“ zum Pelz fügen. Eigenwillige Interpunktion, die sich auf den Duktus des Geschriebenen bezieht, wurde beibehalten. An wenigen Stellen wurde zugunsten der besseren Lesbarkeit und den heutigen Lesegewohnheiten entsprechend behutsam verändert oder angeglichen, etwa bei den Hervorhebungen im Text, die nun einheitlich kursiviert sind, bei den Zitierweisen und bibliographischen Angaben, auch bei Zeichensetzung und Orthographie. Der Autor benutzte etwa „ß“ nur zweimal im gesamten Textkonvolut. Wir entschieden uns hinsichtlich dieses Buchstabens für die Neue Rechtschreibung und ersetzten teilweise „ss“ durch „ß“.

Die häufig vorkommenden Bindestrich-Begriffsschöpfungen wurden in ihrer jeweiligen Groß- oder Kleinschreibung belassen. Wir vermuten, dass Friedrich Kittler sich in den über einen längeren Zeitraum entstandenen Essays an verschiedenen Autoren orientierte, die ebenfalls solche Schreibweisen verwendeten: Kant, Heidegger oder Sartre.

Zitate wurden überprüft und Fehler stillschweigend korrigiert. In Endnoten bibliographisch nachgewiesen haben wir die Titel, die der Autor selbst dazu vorgesehen und im Text durch Kurztitel und/oder Autornamen bzw. Seitenzahlen in Klammern angegeben hatte, ebenso die als Zitat gekennzeichneten Textteile. Nicht belegt wurden paraphrasierte Texte.

Die Anmerkungen des Autors sind von den Erläuterungen der Herausgeberinnen unterschieden. In den Typoskripten kamen (bis auf zwei handschriftlich eingefügte) keine Fußnoten vor, denn erst eine später von Kittler erworbene Schreibmaschine erlaubte solche, da sie, wie es in *Brilliant Pebbles* heißt,

zum erstenmal einen Kugelkopf hatte und damit vernünftige Fußnoten möglich machte. (Wie sich denn die ganze Geschichte K.s wahrscheinlich viel genauer aus seinen wechselnden Schreibgeräten deduzieren ließe.)

Die Möglichkeiten aber, die ihm seine Schreibmaschine ohne Kugelkopf zur Markierung, Strukturierung und Zeichensetzung bot, nutzte Friedrich Kittler aus: In den Typoskripten finden sich Unterstreichungen, Sperrungen, Majuskeln, Kombinationen von Satzzeichen.

Handschriftliche Bemerkungen und Zusätze des Autors wurden aufgenommen. An wenigen Stellen haben wir erklärende Kommentare eingefügt, etwa bei nicht ausgewiesenen Zitaten, die sich sonst nicht erschließen ließen oder Kontexten, die vielleicht zu weit zurückliegen, um bekannt zu sein.

Der Textauswahl haben wir zwei Lesehilfen an die Seite gestellt: ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis. Die von Friedrich Kittler verwendete Literatur, wie wir sie aus den Texten erschließen konnten, ist aufgeführt in der Bibliographie, soweit rekonstruierbar nach den Ausgaben, die der Autor selbst besaß. Da es nicht in allen Fällen möglich war, nach Friedrich Kittlers eigenen Büchern zu zitieren, haben wir auf heute leicht zugängliche Quellen zurückgegriffen.

Dieses Buch wäre ohne das Deutsche Literaturarchiv Marbach nicht entstanden. Wir erfuhren große Hilfsbereitschaft und Sachkenntnis, vor allem von Ruth Doering, Nikola Herweg, Stefanie Höpfner, Marcel Lepper, Birgit Wollgarten, den Bibliothekarinnen und Bibliothekaren, den Archivarinnen und Archivaren der Handschriftenabteilung und insbesondere von Heinz Werner Kramski. Wir danken der Hubert Burda Stiftung für ihre großzügige Förderung, besonders Hubert Burda selbst und Stephan Sattler. Das Institut für Kulturwissenschaft

der Humboldt-Universität zu Berlin und die Frauenförderung der Universität unterstützten uns sehr, ganz besonders Thomas Macho und Christian Kassung, wir danken auch allen Angehörigen des Instituts. Geholfen haben uns Weggefährten Kittlers, unsere Kollegen und Freunde: Eva Fuchslocher, Moritz Hiller, Antonia Herfort, Peter Herms, Bärbel Hron, Alma Kittler, Erika Kittler, Wolf Kittler, Daniel Knaack, Bernd Kohler, Slaven Waelti, Mai Wegener, Gerald Wildgruber. Besonderer Dank gebührt Gerhard Scharbert. Andreas Knop und Raimar Zons vom Wilhelm Fink Verlag haben *Baggersee* mit Rat und Tat begleitet. Vor allem aber danken wir Susanne Holl für ihre unermüdliche Unterstützung und ihre wertvollen Beiträge zu diesem Buch.

Berlin, im August 2015

Tania Hron
Sandrina Khaled

ALKOHOL

Alkohol spottet des Menschen, weil er ihn an die Pforte des Geheimnisses geleitet, nur um ihn vor ihr ermattet niedersinken zu lassen. Wie aus Fernen naht die Verheißung, der Wahrheit ansichtig werden zu können: aber der Geist ist zu schwach, ihr zu folgen. Vielleicht gar trägt der Alkohol selber die Verheißung bloß zweideutig heran: Er bietet viele, ja allzuviele Möglichkeiten des Sichverstehens, ohne irgend zu verbürgen, dass eine der Möglichkeiten die Wahrheit und das Schicksal wäre. Dass alle die angetragenen Möglichkeiten Masken seien, diese Erkenntnis zu befördern, ist das einzige Wahrheitsmoment am Alkohol und zugleich jenes, das Resignation zur notwendigen Folge hat. Nichts anderes hat das vulgäre Urteil über Rauschmittel im Auge, wenn es den Alkohol abstumpfend nennt.

Zu vermuten steht, dass eine der spezifischen Qualitäten des Rauschmittels Alkohol – die nämlich, Schwindel hervorzurufen – mit der undeutlichen und beirrenden Vielfalt möglicher Selbstverständnisse in Beziehung steht. Schwindel ist wesentlich eine Störung des Ortssinnes. Nicht mehr genau zu wissen, wo, was, wer man ist, gehört zum Alkoholrausch. Andere Rauschmittel hingegen, die psychedelischen, geleiten das Bewusstsein wie Ariadnes Faden auf den Weg zu seiner einen Tiefe, die zwar nicht mehr die empirische, aber eine andere gleichsam topologische Identität bewahrt, wie denn überhaupt auf der Dimension des Oben-Unten Beirrung nicht aufkommen kann. Mit ihnen verglichen, hat der Alkoholrausch etwas vom desorientiert Horizontalen animalischer Lokomotion.

ANGSTTRÄUME

Der Alp ist die Wahrheit. Bewusstsein fürchtet nicht bloß, wie es scheinen mag, den manifesten, sondern mehr noch den latenten Trauminhalt. Der aber spricht nicht von einer freudisch biologischen Lust – wie sollte die auch sprechen können? – sondern von der Wahrheit des Selbst, die da im Gefüge von Lust und Schmerz, von Geburt und Tod besteht. Die Zensur des wachenden wie die des träumenden Bewusstseins, das Traum-Vergessen also ebensowohl wie das Traum-Entstellen, richtet sich gegen solche Epiphanie. Woher sonst käme das Bewusstsein, das wesent-

lich Alpträumhafte hätte an der Schwelle seiner Verständlichkeit gestanden? Mehr Mut, und sie wäre erschienen, hätte das Schutzschild aus Angst durchschlagen und die Möglichkeit von Freiheit geschenkt.

Wie gegen die Enthüllung der Wahrheit durch Drogen richtet sich auch gegen die durch Träume und Alpträume eine Strategie, die aus Gewohnheit (dies Wort in einem aktiven Sinn der Selbsthabitualisierung genommen) und Identifikation mit dem Angreifenden besteht. Das Ich übt sich darin, die Träume zu bestehen, d. h. ihren Sinn abzublenden. Deshalb reißt es sich aus dem Alptraum heraus und vollbringt die Leistung eines selbstbefohlenen Erwachens, deshalb wendet es sich den marginalen Bedeutungen des Alptraums zu und gewinnt so – gleich nach dem Erwachen besonders – die notwendige Zeit, während dieses falschen Erinnerens die Erinnerung ans eigentlich Geträumte zu verdrängen. Deshalb trifft es am Tag nach einem Alptraum die Vorsorge, sich mit anderen zu beschäftigen, gleichsam artifizielle Tagesreste für die kommende Nacht zu produzieren, damit nur ja nicht der um seine völlige Epiphanie gebrachte Trauminhalt noch einmal und diesmal vielleicht erfolgreicher gegen die Zensur andränge.

ASCHENBECHER

Zigaretten und Feuerzeug hat man immer bei sich, den ebenso unerlässlichen Aschenbecher nicht (wenn man nicht mit jenen transportablen Miniaturbechern vorlieb nehmen will, die an eine Zeit erinnern, da man die Zigaretten noch einzeln kaufte). Also steht er in allen Zimmern, auf allen Gasthaustischen, in allen Eisenbahncoupés und Autos. In der Ubiquität des Aschenbeckers spiegelt sich der Mensch als Abfallproduzent; ich nehme an, dass, historisch, die Abfallkörbe den Aschenbechern nachgefolgt sind. Die Ubiquität macht auch begreiflich, weshalb, beim Symphilosophieren, der Aschenbecher mein bevorzugtes Ding-Paradigma ist (Professor Szilasi, soll man den Legenden trauen, hatte bürgerlicherweise noch immer seinen Hut bei sich). Die Aschenbecher werden desto hygienischer, je weniger ihre Besitzer rauchen. Ich kenne welche, die mit Wasser gefüllt sind, um die Geruchsentwicklung der Kippe im Vorhinein zu verhindern, von den Aschenbechern mit hermetisch geschlossenem Inneren ganz zu schweigen. Solche Konstruktionen betrügen den Raucher (seinem Gefühl nach): und das beweist, dass die Produktion von Kippen insgeheim intendierter zu sein scheint, als man annehmen sollte.

Die Ubiquität des Aschenbechers beweist die Genormtheit des Lasters. Eine heimtückische Höflichkeit weiß schon im vorhinein, was die Gäste oder Besucher treiben werden.

Dass überhaupt Aschenbecher nötig sind, gründet in der Unumgänglichkeit der Kippe (!). Die Zigarette ist, im Unterschied zur Pfeife, das Gerauchte und sein Mundstück zumal. Gewiss brauchen auch Pfeifenraucher den Aschenbecher, um die Tabakreste zu entfernen, aber auch nur sie. Die Paradoxie der Kippe ist der Zigarette eigen. Das Filtermundstück ist der Trick, aus ihr hygienisches Kapital zu schlagen und die Paradoxie aus der Welt zu bringen. Dass die Zigarette nie ganz geraucht wird (auch mit Filtermundstück nicht), hängt am ganz singulären Modus ihres Verzehrtwerdens. Rauchen ist die einzige Weise, wie der Mensch Feuerfresser sein kann: das Mundstück hält das Feuer vom Leibe.

Der Aschenbecher empfängt nicht nur Asche und Kippe; zuvor wird in ihm das Feuer gelöscht (deshalb ist der barbarische Wasser-Aschenbecher doch wenigstens konsequent). Die Feuerfresser sind eben nicht ganz die Macht über ihr Begehrtes. Darum muss der Aschenbecher das Gegenteil des Leibes sein: aus anorganischem Stoff gemacht. Er ist eines der vielen Dinge, die – wie der Spiegel, das Messer, der Panzer –, weil sie ihr steuern, ein Bild unserer Ohnmacht zeichnen.

ATMEN

Die psychoanalytische Klassifikation und Hierarchisierung der somatischen Vermögen ist begrifflich noch nicht genügend durchdrungen. So wird die Oralität – insbesondere das dem Beißen vorausgehende Saugen – als erste Erfahrung von Aktivität aufgefasst, wo doch leibliche Aktivitäten wie das Atmen und elementare Vorformen des Wahrnehmens dem Saugen vorausgehen müssen. Mit dem ersten Atemzug beginnt das menschliche Leben außerhalb des Uterus. Wenn man so will, vollzieht der Säugling die Umstellung aufs Leben eines Landtieres nach. Die erste Atmung definiert geradezu – im Unterschied zu anderen leiblichen Funktionen wie dem Puls – extrauterines Leben. Nicht umsonst begreift die Genesis die Erschaffung von Leben als Einhauchen des Odems, eine Tätigkeit, die bezeichnenderweise dem Großen Vater und nicht der Mutter zugewiesen wird. Der Rhythmus des Atems ist, wie jeder somatische Vollzug, im Laufe des Lebens reflexiver höher-

stufiger Wiederaufnahmen fähig: Atmen weist vor auf Sprechen, wie Sprechen seinerseits Denken antizipiert. So steht der Atem nicht zufällig in einem Wesensbezug auf Geist, auf pneûma.

Eine Theorie des Atems ist deshalb so notwendig, weil die Psychoanalyse ohne zureichende Reflexion versucht hat, Tätigkeiten wie Singen, Musizieren, Sprechen, Rauchen den von ihr entdeckten prägenitalen Aktivitäten – der oralen oder der analen – zuzuweisen, als gäbe es vor ihnen noch gar keine Aktivität.

Damit aber wird verfälscht, dass es vor der auf Selbsterhaltung der Gattung bezogenen Liebe und vor der auf Selbsterhaltung des Individuums bezogenen Nutrition das der Selbsterhaltung dienende Atmen gibt.

Allerdings ist die Psychoanalyse berechtigt, sich dem Atmen nicht theoretisch zuzuwenden (abgesehen von Ranks Theorie des ohne eine Atemtheorie nicht auskommenden Geburtstraumas, die freilich ahnungslos die Grenzen der Psychoanalyse überschreitet). Im Unterschied zu Nutrition ist Atmen unaufhebbar ein unwillkürlicher Reflex. Auch Oralität und Analität dürften anfangs unwillkürlich fungieren, doch wird die Nutrition im Laufe der Bildungsgeschichte sowohl der Gattung wie des Individuums in bewusste Planung überführt; es entwickeln sich eine Praxis des Essens und der Nahrungsbeschaffung sowie eine Moral der Ausscheidung. Darum ist beim Essen und beim Scheißen Bewusstsein im Spiel, und darum kann die Psychoanalyse, als eine Theorie nicht der objektiven Bildungsetappen, sondern des anamnetisch Erreichbaren, bis zur Oralität und Analität des Individuums zurückfragen, aber nicht mehr bis zur Respiration. Zudem reicht es ihr auch, bis zur Mutterbrust und nicht weiter zu gelangen. Denn erst bei der Nutrition, noch nicht bei der Respiration, werden intersubjektive Verhältnisse relevant, treten die Eltern (d. h. vorerst nur die Mutter) ins Spiel. Dieser ihr Eintritt, der die Bewusstheit oraler wie analer Akte überhaupt erst induziert, gibt diesen Aktivitäten zugleich auch ihr Sexuelles mit: Dass ein Anderer relevant wird, präfiguriert auf prägenitale Weise die einst zu erreichende Genitalität. Respiration hingegen ist schlechthin asexuell, was nicht heißt, dass in ihr keine Lust zu erfahren wäre. Tätigkeiten wie Musik bezeugen vielmehr das Gegenteil. Auch der Orgasmus, der überhaupt vielleicht die Selbstreflexion aller somatischen lusterzeugenden Aktivitäten ist, reaktiviert die Lust zu atmen.

Dass Respiration nicht in bewusste Kontrolle zu nehmen ist – wie die Unmöglichkeit, sich durch willkürlich herbeigeführte Asphyxie selbst zu töten, beweist –, heißt ferner auch nicht, dass es keine höherstufigen Tätigkeiten gäbe, die sich aufs Atmen zurückbeziehen. Hier ist

vor allem des Rauchens zu gedenken. Nikotin und Haschisch treten als die respiratorischen Zwillinge Tod und Rausch auf. Vermutlich aber sind solche Alternativen wie diese nicht schon im ersten Atemzug, sondern erst durch Dazwischenkunft der Oralität motiviert. Denn aus dem Essen und Scheißen entspringen alle Idiosynkrasien, wohingegen die Respiration allen gleichermaßen zukommt, durch Andere – Eltern – nicht individuell zu modifizieren ist, mithin aufs ursprünglichste sozial oder allgemein ist. Die Erfahrung des gemeinsamen Lebens, des gemeinsamen Geistes (Hölderlin), der gemeinsamen Luft teilen alle Menschen, wenn auch jeder zu Zwecken der Selbsterhaltung selber atmen muss. Aber dies individuiert ihn längst nicht so wie das Interesse an der eigenen Nutrition, aus dem bekanntlich die Eigentumsverhältnisse entspringen (Freud verknüpft Geiz mit Analität). Nur scheint es voreilig, Respiration darum sogleich mit Solidarität zu verbinden, denn, wie gesagt, in der Genesis ist es der Vater, der dem neuen Menschen jenen Odem spendet, den er nicht sowohl einatmet als dass er ihn in sich hat, um überhaupt ferner den Odem der Welt einatmen zu können. Dies Mythologem muss einen Grund haben, auch wenn es den Sachverhalt vielleicht entstellt.

AUGE ALS KÖRPERTEIL

Soviel habe ich über die Funktionen des Auges nachgedacht, über das sehende Auge, dass das Problem des gesehenen Auges sich beinahe nur im Zusammenhang der berühmten Leib-Aporie stellte, dass das sehende Auge, eben weil es alles sieht und nur es sieht, sich selber *nicht* sehen kann. Aber ein Anderer kann mein Auge, ich kann eines Anderen Auge sehen. Was sieht man?

Ein erstaunliches Faktum: Das Auge ist der einzige Körperteil des Menschen, der *spiegelt*.

Das Auge spiegelt, physiologisch, weil es feucht und glatt ist. So könnte man sich auch eine andere Art von Ohr denken, die dann spiegeln würde; oder auch eine spiegelnde Haut, wie sie die Fische ja haben. Aber – wen treffen hier nicht wieder die alten stoischen Teleologien? – den Spiegel als solchen gibt es nur für das Sehen. Und das Auge ist das Sehende. So scheint es denn gerecht, dass nur das menschliche Auge zu spiegeln vermag. Und wie es nun einmal so ist, fällt dem Anderen, der die Spiegelkraft des Auges seines Gegenübers entdeckt, zunächst und sogleich auf, dass *sein* Auge in dem des Anderen gespiegelt wird, sich

spiegelt. Und er darf mit Sicherheit annehmen, dass, ohne dass er dies sehen könnte, auch in seinem Auge das des Anderen sich spiegelt. So sind die beiden einander spiegelnde Spiegel – die sublimste Form der Begegnung (aus keinem anderen Grunde spielt das Auge als Spiegel darum in der Liebesdichtung seine entscheidende Rolle).

Aber was folgt daraus fürs Auge, dass es als spiegelnd entdeckt wird? Seine Feuchtigkeit und Glätte erweisen sich in diesem Vermögen. Das Auge als Spiegel rückt ab vom sonstigen Fleisch, aber nicht in Richtung auf das Trocken-Glatte der Fingernägel, die ja auch ein wenig das Licht, wenn auch nur *matt*, widerspiegeln, sondern eher in Richtung auf einen *Teich*, einen *See* (die Metapher gibt es in der Dichtung), auf *Wasser* also. Denn nicht Metalle, sondern Wasser ist es, an dem der Mensch zum erstenmal die Erfahrung des Spiegels macht. Das Auge spiegelt in der Tat eher wie Wasser denn wie Metall. Der Metallspiegel zeigt den sich Spiegelnden *samt* dessen gesamter Umgebung und verschwindet unter solch totaler Passivität selbst. Das Wasser zeigt sich, spiegelnd, immer noch als es selbst – und zwar als Tiefe, als Abgrund, an dessen Oberfläche das Spiegelbild schwebt. – Das Auge ist zunächst ein konvexer Spiegel; darin liegt, dass der *Hinter*-Grund vernachlässigenswert klein gespiegelt wird (das Wasser ist zwar nicht konvex, aber es spiegelt ebenfalls, als ein schwacher Spiegel, primär Vordergründe und lichthelle Dinge).

Zweitens zeigt sich unter und hinter dem Spiegelbild des Auges eigene Dunkelheit, der des schwarzen Teiches gleich. Das Auge ist Spiegel und Abgrund in einem. Dies um so mehr, als es nie nur Spiegel ist. Immer ist mir, der ich mich im Auge des Anderen gespiegelt sehe, bewusst, dass er mich *sieht*, dass also eine Intention gleichsam von hinter dem Auge hervorkommend die meine kreuzt. In diese Tiefen, daraus die Intention des Sehens aufsteigt, vermag ich selbst nicht hinabzublicken, sei es, dass das schwarze Loch der Pupille mir den Zugang verbiete, sei es gar, dass eben mein Gespiegeltwerden verdeckt, was ich, würde ich nicht gespiegelt, sehen könnte. Die zweite Auslegung ist natürlich ebenso viel spekulativ wie spannend. Was denn der Spiegel ohne mich ist, wie er gleichsam hinter mich ‚sieht‘, kann ich, weil er Spiegel ist, nie erfahren. Wie oft kann man nicht lesen, dass jemand von einem Auge aus einem Spiegel sich angeblickt fühlte?

Wie sehr das Auge lebender Spiegel ist, d. h. ein Spiegel, dessen Spiegeln *gründet* im Leben, d. h. auch: im Sehen, des Anderen, macht nichts deutlicher als der Tod des Anderen. Dann erlischt der Glanz und die Spiegelkraft seines Auges. So ist denn das Spiegeln des Auges eine magische Kraft, keine physikalische Passivität.

Außer mir, der ich in es hineinblicke, spiegelt das Auge nur noch *eines*: das Licht, in dessen Bereich es sieht. Zumeist ist dies Licht die *Sonne*. Im Auge des Anderen glimmt ein Sonnenfünkchen, ein *éidolon* der Sonne, wie nach Valéry das Meer „durchlöchert ist von tausenden und abertausenden Sonnen-éidola“ (*Le cimetière marin*).¹ Im Auge erscheint die *Lichtquelle* wieder, kraft der es zu sehen vermag. Wie absurd, wenn das menschliche Ohr oder die Nase spiegeln könnten! Dies ist mir ein schönerer Beleg für das Sonnenhafte (*hélioéides*) des Auges als die fragwürdige Behauptung, das Auge ‚könnte die Sonne erblicken‘, denn eben dies vermag es nicht. Das Auge, statt in die Sonne blicken zu können, vermag eben gerade dies und nur dies: die Sonne zu spiegeln, ohne sich dabei selbst sehen zu können. Dass die Sonne als Spiegelbild im Auge erscheint, bedeutet also keineswegs, dass sich dadurch am Auge selbst ein Licht-Aussenden phänomenal erwiese. Der Blick des Auges unterscheidet sich von jedem sogenannten ‚Blick‘ der Sonne fundamental dadurch, dass er kein Lichtstrahl ist, der, was er trifft, erleuchtet.² Sondern der Blick des Auges ist im Innersten dunkel, ja schwarz. Vielleicht darf man die Pupille eine schwarze Sonne nennen, vielleicht sogar weiter gehen und sagen, der ‚Strahl‘ einer solchen schwarzen Sonne verschlinge, was er trifft, reiße sein Getroffenes in jene Schwärze hinein, aus der er hervorgeht. Zutiefst ist das Auge der Nacht anverwandt. Und wie die Sonne vor einem dunkleren Hintergrund erscheint, dem Himmel, so ist die Pupille, das Sehende des Auges, von Hellerem, von Iris und dem Weißen im Auge, umgeben. Das Auge, wie der Teich, ist, wenn es spiegelt, *schwarzer Spiegel*. Spieglendes, glänzendes Schwarz stellt wohl eine der paradoxesten Qualitäten dar, denen eine Phänomenologie sich zu stellen hätte.

Das Auge spiegelt. Darum erblickt, der ins Auge des Anderen und dort dessen Wesen *als* sehendes zu erblicken trachtet, statt dessen nur sein eigenes Spiegelbild. Dieser fundamentalen Aporie zu entgehen, ist – wie denn überhaupt technische Erfindungen deutlicher als alles andere die Aporien der Leiblichkeit bezeugen – der *Augenspiegel* erfunden worden. Es gibt den *Augenspiegel*, weil das *Auge spiegelt*, genauer: weil das Auge ein schwarzer Spiegel ist. Der Augenspiegel gleicht einem Scheinwerfer. Es hat keinen Sinn, einen Scheinwerfer auf einen normalen Spiegel zu richten, um in die *Tiefe* des Spiegels zu blicken, weil ein normaler Spiegel physikalisch keine Tiefe hat. Hingegen ist es sinnvoll, einen Scheinwerfer auf spiegelndes Wasser oder eben auf ein spiegelndes Auge zu richten; dann sieht man statt des Bildes aus Spiegelbild und Hintergrundschwärze in die Schwärze hinein. Ob das Auge dann gar nicht mehr spiegelt, weiß ich nicht. –

Der Augenspiegel kann seine Funktion nur dann erfüllen, wenn mein Sehen zugleich ein Leuchten ist. Entweder über dem Auge selbst – wo dann in der Mitte ein kleines Loch für meinen Blick angebracht ist – oder über der Stirn wird ein Hohlspiegel befestigt, auf den eine Lampe Licht wirft. Das Licht wird durch den Hohlspiegel so gelenkt, dass es in der selben Richtung wie mein eigener Sehstrahl ins Auge des Anderen fällt. Ein deutlicher sprechendes Dokument dafür, dass mein Auge von Hause aus *nicht* leuchtet, keine kleine Sonne ist, kann man sich nicht denken. Eben die technische Machination *ersetzt* einen fundamentalen Mangel meines Auges, leiht ihm einen durchdringenden Lichtstrahl.

Aber Technisches, mag es auch so ingeniös erfunden sein wie der Augenspiegel, beseitigt die Aporien der Leiblichkeit nur zum Schein. In Wahrheit bringt es sie zutage. Denn was man durch den Augenspiegel sieht, ist ein blutiges seltsames Geäder: die Netzhaut, nicht der *sehende Blick* des fremden Bewusstseins.

Es gilt, präziser darzustellen, warum allererst durch den Augenspiegel das der Augenuntersuchung hinderliche Spiegeln der Augen beseitigt wird. Wenn ich in die Augen des Anderen zu blicken suche, kann ich prinzipiell *nicht* mit dem Strahl des je verfügbaren Lichtes blicken, eben weil mein Kopf diesen Lichtstrahl aufhielt. Alles Licht, das auf die Augen des Anderen fällt, ist schräg einfallend. Eben darum treten Spiegelungen auf. – Durch den Hohlspiegel des Augenspiegels hingegen wird es möglich, in der Richtung des Lichtstrahls und mit ihm in die Augen des Anderen zu blicken. Dies senkrecht auffallende Licht vermag in die Augen des Anderen einzudringen, ohne gespiegelt zu werden.

Dass die *Pupille* ein *Spiegel* ist, bezeugt unmittelbar ihr griechischer (und lateinischer: cf. Cicero) Name: *kóre*, ‚Püppchen‘, eben weil sie das Bild eines Menschen reflektiert, der in sie blickt.³

AUGE UND OHR: AKKOMODATION

Borges (*La penúltima versión de la realidad*, in: *Discusión*) schreibt, dass, neben anderen Sinnen, das Ohr keinen Raum erschließt, was für ihn auf das Subjektive von Raum und Zeit überhaupt hindeutet. – Der phänomenale Sachverhalt ist komplexer. Sofern der Mensch zwei Ohren hat, ist er durchaus in der Lage, akustisch zu lokalisieren. Die Technik des Stereophonen ist der konstruktive Beleg. Das analoge Vermögen hat auch das Auge: Beleg der Stereoskopie. Aber das Auge lokalisiert nicht

durch Parallaxe allein: Ophthalmo- und Kephalokinesen halten in jedem Augenblick des Sehens das Gesehene in durch sie produzierter Bewegung. Dank solcher Bewegungen sieht man immer etwas mehr, ein wenig von der Hinterseite des eigentlich Gesehenen. Das Ohr hingegen hat keine Eigenbewegung, ihm bleibt nur die Kephalokinese. Dabei aber gilt, dass sie viel weniger am Schall als am Sehfeld ändert. Das Ohr spricht erst auf größere Differenzen an (so macht uns denn, wie Aristoteles bemerkt, die meisten Unterschiede das Auge vernehmbar).⁴ Endlich aber hat das Ohr, anders als das Auge, keine Fähigkeit, sich zu akkomodieren auf die Entfernung hin, in der der Gegenstand erscheint. Wenn im Randfeld des Sehfeldes etwas auftaucht, ein Vogel oder ein Hund, vollziehen wir sofort eine Ophthalmo- oder/und Kephalokinese im Verein mit einer Akkomodation der Augenlinsen. Das Unthematische wird Thema: es kann sich in seinem bedrohlichen oder harmlosen Wesen enthüllen. Nicht so bei einem Ton. Es raschelt im dunklen Wald. In der Reflexion kann ich erfahren, dass eine Intention von mir ausging, die dem Ohr Anweisung gab, sich auf das furchterregende Geräusch eigens zu richten. Aber diese Intention geht ins Leere. Das Ohr kann dem Befehl nicht nachkommen, wie das Auge dies vermocht hatte. Mir bleibt nichts, als noch aufmerksamer zu lauschen. Es ist still. Plötzlich meine ich, das Geräusch wieder gehört zu haben. Ich richte meine Aufmerksamkeit auf dies Hören: im selben Moment verschwindet der Sinneseindruck. In der Reflexion kann ich mir weitgehend evident machen, dass dies Geräusch eine akustische Halluzination gewesen ist, so wie es auch optische gibt. Aber die optischen Halluzinationen kann ich sofort entlarven, besser: ich entlarve sie sofort, indem ich das Gesehene in den Mittelpunkt des Sehfeldes zu bringen suche, was scheitert; meine instinktive Wachsamkeit macht Reflexion beinahe unnötig: die Wachsamkeit ist schon eine Reflexion. Beim Hören ist man den Halluzinationen viel stärker ausgeliefert. Alle Aufmerksamkeit wird nie die Rückseite eines Tones hören können, einen Ton umgehen können. Der Hörraum – den es gibt – ist in vielen Fällen leiser und ferner Geräusche ein nebelig anonymes Gebilde, zu dem ich mich viel weniger als beim Sehen praktisch verhalten kann. Ein empirischer Grund mag hinzukommen: Was einmal gesehen ist, verschwindet nicht im nächsten Sekundenbruchteil aus dem Blick. Was gehört worden ist, kann schlicht verstummen. Ein Wesen ist in der Möglichkeit, hörbar zu sein; es ist hingegen, im Prinzip, in der Wirklichkeit, sichtbar zu sein. Sehbarkeit betrifft das Dass des Seienden selbst, Hörbarkeit geht von irgendwelchen seiner Qualitäten oder Fähigkeiten aus, besser: von einem Ereignis (Jonas: Nobility of Sight).⁵